

Sächsische Dorfzeitung.

Ein unterhaltendes Blatt für den Bürger und Landmann.

Amtsblatt für die kgl. Amtshauptmannschaften Dresden-Alstadt und Dresden-Neustadt, für die Ortshauptmannschaften Dresden, sowie für die kgl. Forstrentämter Dresden, Tharandt und Moritzburg.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger Herrmann Müller in Dresden.

Inserate werden bis Montag, Mittwoch u. Freitag Mittags angenommen und kosten: die Spalte 15 Pfg. Unter Eingangs: 30 Pfg.

Inseraten-Annahmestellen: Die Arnoldische Buchhandlung, Invalidenbank, Hasenstein & Bogler, Kubicki & Co., W. L. Taube & Co. in Dresden, Leipzig, Hamburg, Berlin, Frankfurt a. M. u. s. w.

Red. u. Redaktion Dresden-Neustadt n. Reihner Gasse 4. Die Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend früh.

Abonnements-Preis: vierteljährlich M. 1,50.

Zu beziehen durch die kaiserlichen Postanstalten und durch unsere Boten. Bei freier Lieferung ins Haus erhebt die Post noch eine Gebühr von 25 Pfg.

Nr. 27.

Dienstag, den 4. März 1890.

52. Jahrgang.

Abonnements-Einladung.

Bestellungen auf die „Sächsische Dorfzeitung“ für den Monat März nehmen alle kaiserlichen Postanstalten und Postexpeditionen, sowie auch alle Landbriefträger gegen Vorauszahlung von 50 Pfg. entgegen.

Bereits erschienene Nummern werden, soweit möglich, nachgeliefert.

Die Verlags-Expedition.

Politische Weltanschauung.

Deutsches Reich. Zur Klärung der inneren Lage, welche augenblicklich infolge des bedauerlichen Ausfalls der Reichstagswahlen leider so verworren wie möglich ist, dürfte die nachstehende offizielle Auslassung sehr wesentlich beitragen. Die freisinnige Presse — so heißt es in dem betreffenden Artikel — tritt seit einigen Tagen mit einer Anmaßung auf, als ob sie bei den jüngsten Reichstagswahlen einen entscheidenden Sieg errungen hätte und nun berechtigt wäre, der Regierung und den Kartellparteien ein „Wehe den Besiegten!“ zuzurufen. Diese Partei scheint sich thätig einzubilden, die Regierung werde künftighin gezwungen sein, mit ihr Hand in Hand zu gehen. Ja, die Auslassungen gewisser freisinniger Blätter deuten sogar darauf hin, daß man in den betreffenden Redaktionen bereits von Minister-Portefeuilles träumt. In Wirklichkeit ist die Sachlage aber eine ganz andere. Der Freisinn hat, genau genommen, bei den letzten Wahlen nicht eine einzige Stimme gegen früher gewonnen; denn das Plus von jenen 200,000 Stimmen, die allerdings für die Kandidaten dieser Partei mehr abgegeben worden sind, bedeutet nur ein Darlehen, welches die Herren Richter und Genossen bei dem Centrum aufgenommen haben. Wir wollen uns nicht weiter darüber auslassen, ob dieses Darlehnsgeschäft ein reelles genannt werden kann; jedenfalls läßt die Art und Weise, wie der Freisinn dasselbe in seine Bücher einträgt, auf eine Fälschung hinaus. Also worin besteht nun jener laut verkündete Sieg des Freisinns? Woher will diese Partei die Berechtigung für die Ansprüche herleiten, die sie mit so fester Sicherheit vertritt? Nicht die Deutschfreisinnigen, sondern einzig und allein die Socialdemokraten haben einen Zuwachs erfahren. Wenn die Regierung aber dieser Thatsache überhaupt irgendwelchen bestimmenden Einfluß auf die Politik einzuräumen gedächte, so könnte das doch nur in dem

Sinne geschehen, daß sie sich in noch bestimmterer Weise, denn früher, den rechtsstehenden Parteien zuwendet, um gemeinsam mit diesen gegen die Opposition Front zu machen. Indessen man muß wirklich von den Traumbildern des Parlamentarismus sehr stark benebelt sein, wenn man sich einbildet, unsere Regierung werde den Ausfall der Wahlen als eine Nöthigung empfinden, ihrer Politik eine neue Richtung zu geben. Wir sind überzeugt, daß diese Anschauung an maßgebender Stelle nur ein Lächeln des Mitleides erregen wird.

Die am Freitag und Sonnabend stattgefundenen Stichwahlen sind, soweit sich bislang übersehen läßt, im Großen und Ganzen leider, gleich den Hauptwahlen, zu Ungunsten der Kartellparteien ausgefallen. Specieell in der deutschen Reichshauptstadt hat, wie wir bereits voraussetzten, in den sämtlichen vier Wahlkreisen, wo sich Stichwahlen nothwendig machten, die Opposition den Sieg davongetragen, so daß Berlin in dem neuen Reichstage durch 4 deutschfreisinnige und 2 socialdemokratische Abgeordnete vertreten sein wird. Im Ganzen liegt zur Zeit das Resultat von 91 Stichwahlen vor; danach wurden gewählt: 7 Konervative, 2 Freikonservative, 19 Nationalliberale, 8 Ultramontane, 30 Deutschfreisinnige, 17 Socialdemokraten, 6 Demokraten und 2 Welsen. Somit stellt sich nach den bislang vorliegenden Nachrichten die Gesamtstärke der verschiedenen Parteien im neuen Reichstage folgendermaßen: 58 Konervative, 17 Freikonservative, 36 Nationalliberale, 97 Ultramontane, 51 Deutschfreisinnige, 37 Socialdemokraten, 8 Demokraten, 3 Welsen, 14 Polen, 11 partikularistische Elsaß-Lothringer, 5 Witbe.

Nunmehr ist seitens des Reichskanzleramtes in Berlin den von uns bereits früher bezeichneten Regierungen die formelle Einladung zur Besichtigung der für den 15. d. M. anberaumten Arbeiterkongress-Konferenz gestellt worden. Das betreffende Schriftstück hat folgenden Wortlaut: „Der Unterzeichnete beehrt sich der Regierung von ... (folgt der Name des Landes) zur Kenntnis zu bringen, daß Se. Majestät der deutsche Kaiser vorschlägt, es solle eine Versammlung stattfinden von Vertretern derjenigen Regierungen, welche sich dafür interessieren, das Loos der Fabrik- und Minenarbeiter zu verbessern. Da die dabei in Betracht kommenden Fragen ohne politische Tragweite sind, so erscheinen dieselben geeignet, in erster Linie der Prüfung von Sachmännern unterworfen zu werden. Um die Eröffnung und den weiteren Verlauf der Beratungen zu erleichtern, hat die kaiserliche Regierung ein Programm entwerfen lassen, dessen Text dieser Note beigefügt ist. Der Unterzeichnete beehrt sich, Se. Excellenz zu bitten, ihn wissen lassen zu wollen, ob die Regierung

von ... (folgt wieder der Name des betreffenden Landes) geneigt ist, an der in Aussicht genommenen Konferenz theilzunehmen. Dieselbe soll in Berlin am 15. März 1890 zusammentreten.“ — Das in der obigen Note erwähnte Programm ist ziemlich gleichlautend mit demjenigen, welches seitens der schweizerischen Regierung für die in Bern geplante Konferenz aufgestellt wurde und das wir in Nr. 24 unserer Zeitung wortgetreu mitgetheilt haben.

Am Freitag haben die Beratungen der Ausschüsse des Staatsrathes ihren Abschluß gefunden, nachdem die in Betracht kommenden Arbeiterschutzfragen in eingehender Weise erörtert worden sind. Ueber das Ergebnis der Verhandlungen verlautet nichts Bestimmtes, da Geheimhaltung des Resultates beschlossen wurde; nur so viel erfährt man, daß von der Festsetzung eines Normal-Arbeitstages Abstand genommen worden ist. Der Kaiser schloß die letzte Sitzung mit einer Ansprache, in welcher er zunächst der Thätigkeit der Mitglieder der Ausschüsse die wärmste Anerkennung zollte. Dann fuhr der Monarch wörtlich fort: „Treten Sie, meine Herren, der vielfach in der Öffentlichkeit verbreiteten Meinung entgegen, als wären wir hier zusammengekommen, um etwa ein Geheimmittel zur Heilung aller sozialen Schäden und Leiden zu entdecken. Wir haben uns nur redlich bemüht, die Mittel zu finden, um Manches zu verbessern und die Grenzen der Möglichkeit zu bestimmen, bis zu welchen die Maßregeln für den Schutz der Arbeiter gehen können und dürfen. Ich hoffe, daß Gutes aus Ihren Rathschlägen entspringen wird.“ Zum Schluß lud der Kaiser sämtliche Theilnehmer an den Beratungen für den kommenden Tag zum Mittagessen im königl. Schlosse ein. Uebrigens hat der hohe Ernst, mit welchem der Kaiser dem Gange der Verhandlungen folgte und die sachgemäße Art und Weise, in welcher er als Vorsitzender öfters in die Debatte eingriff, sowie endlich die Deutlichkeit, mit welcher der Monarch während der Frühstückspausen sich den Sachverständigen aus den Handwerker- und Arbeiterkreisen näherte und deren lebhafteste Ausführungen anhörte, die freudige Bewunderung aller Anwesenden erregt.

In einem von uns bereits kurz erwähnten Erlasse des Kaisers Wilhelm an den preussischen Minister des Innern heißt es u. A.: „Aus Ihrem Berichte vom 18. Februar d. J. habe ich mit Wohlgefallen ersehen, daß in wiederholten Fällen, namentlich in den Regierungsbezirken Stettin und Köslin, Landbewohner durch falsche Vorpiegelungen zur Auswanderung nach Brasilien verlockt worden sind und nach Bremen sich begeben haben, in der trügerischen Hoffnung, von dort aus nach Brasilien weiterbefördert zu werden. Ich

Feuilleton.

Aus heiterem Himmel.

Erzählung von Gustav Höder.

(2. Fortsetzung.)

„Das kann man von Dir freilich nicht behaupten“, erwiderte die Tante aufgebracht, „denn Du bist Deines Vaters Kind.“

„Wäreft Du noch jung“, fuhr Wally muthwillig fort „und hättest Du einen Liebhaber, ich glaube, er müßte Verse auf Dich machen.“

„Hoho, spötte nur“, lönte es aus Amrei's Munde zurück, „es ist keine Lüge, wenn ich Dir sage, daß mich in meiner Jugend so Mancher besungen hat. Ich besitze noch ein paar vergilbte Blätter aus jenen Tagen und wenn Du in meinem Gebetbuche fleißiger lesen würdest, so wären Dir die artigen Verse schon längst in die Hand gefallen.“

Wally antwortete nichts. Der Weg fiel zu steil ab, um ihm nicht volle Aufmerksamkeit zuzuwenden, außerdem befürchtete Wally bei ihrer Verwandten einen neuen Anfall geistiger Gestörtheit, der regelmäßig zu kommen pflegte, sobald sich Amrei in frühere Zeiten versetzte.

Endlich war die Sohle der Schlucht erreicht. Die tosende Wasserfluth nahm fast die gesammte Breite des dunkeln Grundes ein, so daß für den sich an der rechten Seite hinstängelnden Fußweg kaum genug Platz übrig blieb; die drei Wanderer mußten daher hintereinander gehen. Zuweilen zögerten sie ihre Schritte, weil Amrei

an kurzem Athem litt und während sie sich erholte, blickten die beiden jungen Leute in das wildromantische Landschaftsbild. Zu schwindelnder Höhe stiegen die Felswände empor, in ihren oberen Partien soweit überhängend, daß von dem blauen Himmel nur ein schmaler Streifen zu sehen war. Oft schien es, als ob zerfallenes Gemäuer die Spitzen der Berge krönte, in Wirklichkeit aber war es die seltsame Formation des Gesteins. Die Schlucht zeigte zahlreiche Windungen und demgemäß auch abwechselnde Landschaftsbilder. Ueberall brauste der Gebirgsfluß, über hochragende Felsblöcke stürzend, auf denen Moos und Farn üppig wucherten.

Bei einer neuen Biegung zögerte Paul den Schritt.

„Keine Aeltern werden mich vermiffen“, sagte er besorgt.

„Bist Du ein kleines Kind?“ neckte Wally.

„Wir haben heute daheim viel zu thun und da rechnen die Aeltern doppelt auf meine Mithilfe.“

„Schäme Dich, Paul, Du bist ungalant.“

„Der Weg ist weit.“

„Weil wir langsam gehen. Kehrt Du allein zurück, so kannst Du nach Herzenslust springen.“ Wally lieb dem Geliebten keine Zeit zum Ueberlegen, sondern fuhr schmeichelnd fort: „Sieh, ich fürchte mich jetzt, mit der Amrei allein zu gehen, Du weißt ja, sobald wir am Schlosse Remmeritz vorbeigehen, redet sie irre. Sie ist jetzt schon ganz still geworden, das ist ein schlimmes Zeichen. Darum begleite mich bis nach Hause. Ich bitte Dich.“

„Fürchtest Du Dich dort nicht auch vor der Amrei?“

„Bewahre, daheim sind ja die Mägde und Knechte.“

Außerdem hält der Anfall meiner Tante nur so lange an, bis wir an dem Schloßberge vorüber sind.“

Wally zwinkerte so freundlich mit den Augen und streichelte die Wangen des Geliebten so sanft, daß es ihm unmöglich war, die kleine Bitte abzuschlagen; auch hatte sie recht; er konnte sich ja auf dem Rückwege beilehen.

Der Pfad begann jetzt etwas breiter zu werden, darum schob Wally ihren Arm unter jenen Pauls, mit dem sie scherzte und lachte. Sie wollte durch ihre laute Fröhlichkeit die grübelnde Tante auf andere Gedanken bringen, doch gelang es ihr nicht. Der Athem Amrei ward immer kürzer und ihre Erregtheit nahm stetig zu.

Nach fünf Minuten öffnete sich die Schlucht zu einem breiten Thale, dessen Mitte die Gebäude der Grundmühle zeigte. Auf dem bewaldeten Höhenzuge zur Rechten erhoben sich die Zinnen und Thürme eines stattlichen Schlosses, bei dessen Anblick sich Amrei befreute.

„Gott bewahr' uns vor der weißen Frau, die dort Umgang hält“, begann sie zu lächeln.

„S ist ja Alles nicht wahr, Amrei“, beschwichtigte Wally, sich gleichzeitig fester an Paul schmiegend, „die weiße Frau da oben ist schon längst Staub und Asche geworden.“

„Das läßt Du!“ rief Amrei zornig, mäthigte aber sofort den Ton ihrer Stimme und fuhr fort: „Sie ist stets da, wo es ein Unglück giebt. Ich selbst habe sie durch die Vogengänge huschen sehen, — der Bollmond schien hell auf sie hernieder — und Tags darauf geschah das Furchterliche. Die weiße Frau ist nicht todt, sondern lebt fort, um die Menschen zu warnen. Der Herr behüte uns vor ihrem Anblicke.“

Noch eine Weile blieb die Sprecherin mit gesenktem